

Coeurbube.

(Roman von Sibone Jubel-Mierowa.)

(12. Fortsetzung.)

Helene Mertens und er hatten sich selber zum „Vergnügungstomiter“ ernannt und entwarfen zusammen das abwechslungsreiche tägliche Programm.

Hoch täglich kam Besuch, oder man unternahm irgend etwas Gemeinsames! Frey Mertens tat seiner Frau alles zullebe, und Fred Germer fand sich — wenn auch seufzend — hinein. Eva war mit allem einverstanden, was ihren Gästen Freude machte.

Auch heute war wieder eine Menge Besuch da. Frau von Harres hatte sich in ihrem Fahrstuhl hinunter unter die alten Kasianen fahren lassen. Da überfah man den ganzen Tennisplatz und konnte sogar die einzelnen Stimmen unterscheiden. Frau von Harres las, aber ihre Augen floßen oft über die Seiten des Buches hinüber zu den Spielenden. Man schien sehr vergnügt zu sein! Sie hörte lautes Lachen, und eben schien neu hinzugekommener Besuch begrüßt zu werden.

Ab und zu besuchte sie eins ihrer Kinder. Herbert kam den Gartenweg herauf und wuschte sich mit dem Taschentuch über das heiße Gesicht.

„Nun, Mutchen, wo geht's? Wir amüsieren uns herrlich.“

„Du, du scheinst ja ein rechter Don Juan da unten in Freiburg geworden zu sein. Ich sehe dich immer bei den jungen Mädchen herumsummen.“

Herbert lachte und warf die Locken aus der Stirn. „'s ist nicht so schlimm, Mutchen! Uebrigens gehen unsere Herren Reutnants da mit gutem Beispiel und ich glaube, mit großem Erfolg voran. Ich habe hauptsächlich Helene getroffen, die nicht misspiziert und wegen der heute erfolgten Abreise ihres Frey ganz elegisch ist. Da kommt sie übrigens.“

Er ging der jungen Frau entgegen. „Wahlgastin, schönste der Frauen, deine leuchtenden Augensterne haben sich umschleiert. Denn man an den entschwindenden Gemäch?“

„Jawohl, mein trübender Troubadour. Trotzdem will ich dich beurteilen. Man vermisst dich da drüben schon. Es wird ein neues Spiel angefangen. Ohlsen, Wendehin und dann noch ein kleiner Infanterieutenant sind eben angekommen. Ich bin müde, Antel. Darf ich dir ein bißchen Gesellschaft leisten?“

Sie setzte sich neben den Fahrstuhl von Frau von Harres.

„Man hatte sich inzwischen auf dem Tennisplatz müde gespielt. Die beiden Parteien, die sich eben noch so hümmisch bespödel hatten, kamen im besten Einvernehmen an den Tisch heran, an dem Frau von Harres und Helene saßen. Unter allerlei Scherz- und Wehmorten setzte man sich, und bald lag eine muntere Unterhaltung hin und her.“

„Nun, Kleines?“ Fred Germer, der wieder mitgespielt hatte, trat zu seiner Schwester und streich über das Gesicht. „Was es nicht doch eine gute Idee, heut eine kleine Gesellschaft zusammenzutrommeln, was? Unter fröhlichen Menschen kommt man leichter über einen kleinen Scherz hinweg.“

Helene sah zu dem Bruder auf, der ihr heute doppelt gütlich und aufmerksam vorkam. Wie süßlich er aussah in dem weichen eleganten Tennisanzug mit den hellen Stiefeln. Den letzten Strohputz hatte er etwas zurückgeschoben. Auf seinem sonst ernst Gesicht lag ein heiterer, liebenswürdiger Zug.

Und Germer war wirklich in befreibiger und heiterer Stimmung. Nach langem Hin- und Herreden und nach manchem ernstem Gespräch unter vier Augen mit dem Schwager hatte er diesen so weit gebracht, daß er heute abtreibe, um mit dem Weibe, das Fred ihm lieb, sich zu arrangieren. Es war eine große Summe — aber er hatte vielleicht Helenes Leben und Glück damit erkaufte. Und Frey hatte sein Ehrenwort gegeben, nicht wieder zu spekulieren.

„Fred, wie steh du bist, und wie — schön!“ sagte Helene, den Bruder ansehend.

Germer lachte, aber die Worte freuten ihn doch. „Hoffentlich findet das Eva auch“, erwiderte er. „Ich bin doch so viel älter als sie. Sieh nur, wie sie wieder meine kleine Frau umwärmen. Dieser Ohlsen ist, seit Herbert da ist, hier förmlich das tägliche Brot.“

„Na, auf den brauchst du nicht eifersüchtig zu sein, Fred! Ich finde, daß Eva eigentlich schrecklich ungezogen gegen ihn ist.“

„Ich bin überhaupt nicht eifersüchtig.“

Germer hatte das wohl scherzhaft sagen wollen, und doch klang aus dem Tone seiner Stimme eine leise Bitterkeit heraus, so daß Helene ihn ganz betreten anblökte.

Doch Fred hatte sich bereits wieder der übrigen Gesellschaft zugewandt.

„Nur für eine kurze Weile Par-don“, sagte er, „bis die Worte fertig

sind und kitzeln auf den Steinflächen der Terrasse geschleht.“

„Eva, kleine Frau“, rief Frau Mertens über den Tisch hinüber, „mach doch kein so verflörtes Gesicht! Scherben bringen Glück. Hier, trink aus Freds Glas, bis Emil ein Urteil gebracht hat!“ Dabei schob sie Eva das gefüllte Glas Gemers zu.

Beinahe erschrocken wies Eva das Glas zurück, und Ohlsen, der die kleine Szene beobachtete, bemerkte triumphierend, wie Gemer die Stirn runzelte.

Zwischen den beiden Ehegatten war es nicht, wie es sein sollte! Nun, ihm konnte das ja nur recht sein!

Die kleine Gesellschaft war, trotzdem die junge Hausfrau ausfallen still war, sehr vergnügt, und es war schon lange nach Mitternacht, als Frau Hauptmann Werner zum endgültigen Aufbruch mahnte.

Auch die jungen Offiziere erhoben sich.

Bald fuhr ein Landauer vor, in dem die Damen saßen, nicht ohne vorher langen Abschied von den Zurückbleibenden zu nehmen. Die Herren folgten zu Pferde.

Ein Weibchen sahen die Zurückbleibenden noch zusammen auf der Terrasse. Dann trennte man sich.

Während Germer das Haus schloß und dem Diener noch verschiedene Anweisungen gab, ging Eva hinaus ins Schlafzimmer.

Sie ließ das elektrische Licht auf-flammen und zog ihr Kleid aus. Dann warf sie den weichen Friseur-mantel um und begann vor dem Toiletentisch ihr Haar für die Nacht zu ordnen. Aber bald ließ sie die Hände sinken und sprang auf. Sie öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Ihre Glieder flogen förmlich vor innerer Aufregung. Welch fürchterlicher Abend! Wie eine Fügung, die eingesponnen im Reize einer Spinne saß und das Verderben immer näher kommen ließ, war sie sich vorgekommen. Was hatte sie gelitten in diesen Stunden. In bebender Angst hatte sie dagegessen und es gefühlt, auch wenn Ohlsen nicht zu ihr gesprochen, seine Worte hatten ihr gegolten, ihr allein auch jenes leidenschaftlich durchdringende Lied, das die Erinnerung an die Stunde im Walde ihr mit aller Macht vor die Seele führen sollte. Sie schlug die Hände vor das Gesicht. O, über diese Schmach! Was wollte er, was begeherte er damit? Wie den Weitschicksal einer Beleidigung hatte sie es empfunden. Es wurde ihr heiß, und sie rief den leichten Friseur-mantel auf. Ihre Brust hob und senkte sich in hümmischer Erregung, und durch ihre Adern jagte das Blut heiß und wild. Sie sah kein Ende, kein Herauskommen aus diesem Labirinth, in das sie durch ihre Lüge ihrem Gatten gegenüber verstrickt war!

Sie hörte nicht, daß ihr Mann eintrat, und erschauernd suchte sie zusammen, als sich plötzlich sein Arm um ihre Taille legte. Mit irenen Blicken sah sie ihn in sein Gesicht.

In seinen Augen brannte es verlangend und heiß, ein Sehnen nach Liebe und Glück. Seine Lippen, die sich immer und immer wieder auf ihren Hals pressten, bebten in verhaltenem Leidenschaft.

„Ich möchte sie wohl küssen, ach, nur ein einziges Mal“, flüsterte er ihr ins Ohr, und fester umschlang sie sein Arm.

Da — mit einem Aufschrei der Verzweiflung stieß sie ihren Gatten zurück und starrte ihn an mit Augen, in denen es glühte wie versterkter Wahnsinn: Mit dem Liede des anderen auf den Lippen hauchte er ihre Liebe!

„Nein, nein“, rief sie leidenschaftlich und strebte abwendend ihre Hände gegen ihn aus — „Du sollst nicht küssen — nein — ich will es nicht — ich ertrage es nicht!“

Sie stieß an ihm vorüber und warf sich ausschlagend vor ihrem Bett nieder, den Kopf in die Kissen vergraben.

Wie von einem Blitzschlag getroffen, war Germer bei den Worten seines Weibes zurückgetaumelt, während eine kalte Wölfe über sein Gesicht zog.

Was war das, um Gotteswillen! (Fortsetzung folgt.)

„Einfach. Warum fragen Sie mich um Rat? Ich weiß im voraus, daß Sie das Gegenteil von dem tun, was ich Ihnen rate!“

„Nun, dann raten Sie mir doch etwas anderes!“

„Aufgegeben. Herr (zu einem bekannten Landstreicher): Sagen Sie mal, ist es Ihnen denn nicht möglich, daß Sie doch noch ein ordentlich Mensch werden und eine ehrliche Erwerbsmöglichkeit ergreifen?“

Landstreicher: Nein, Herr, das habe ich ausgegeben. Vor 28 Jahren hatte ich einmal einen Handel mit Ulfeschweifeln angefangen. Was geschah? Die Ankerhaken kamen auf, und ich mußte mit meinem blühenden Geschäft in Konturs gehen. Ich bin jetzt überzeugt, wenn ich heute auf meine alten Tage noch Sargsticker werden wollte, es würde kein Mensch mehr herben.“

Sozialpolitik. — Ist denn wirklich etwas Wahres an dem Gerede vom Wohnungselend?

— Natürlich, mir selbst stehen jetzt drei Wüsten unbesohnt da!

„Der Suppentopf.“

Von Alois Wild.

Es ist eine erwiesene Tatsache, daß der Mensch in jenen bestimmten Situationen seines Lebens, die sich häufig wiederholen, seine Gefühle regelmäßig in ganz bestimmten Gesten und Bewegungen zum Ausdruck bringt; diesem psychologischen Gesetze war auch der Polizeirat Seidl unterworfen. Wenn er gewisse rätselhafteste Lehungen mit seinem aufgewöhnten langen Bleistift ausübte, indem er denselben mehrfach dorthin gegen die Brust stieß oder wie einen Speer handhabte, um die grüne Unterlage seines Schreibtisches zu zerstören, wenn dabei ein seltsames Rädeln über seine Züge glitt, das mit den angebeulerten Bleistiftgeräten in einem unbegreiflichen Zusammenhang zu stehen schien, wußte man, daß er eine Entladung gemacht hatte.

In diesem Zustande befand sich heute der Herr Polizeirat. Ja, er hatte eine überaus interessante Entladung gemacht, die ihm näher ging als alle Entladungen der letzten zehn Jahre. Welch eitles Unterfangen war es aber auch gewesen, diesen ausgezeichneten Beamten täuschen zu wollen! So weit Spitzbuben diesen angenehmen Erdball bewältigen, war kein Bild berühmter und seine Kombinationsgabe gefürchtet. Wie konnte sich da eine junge, unerfahrene Dame ver-messen, diesen durchdringenden Blick, diese unsehnbare Kombinationsgabe hintereinander zu stellen! Noch dazu eine junge Dame, auf der dieser Blick täglich ruhte und mit der sich die erwählte Kombinationsgabe ebenso häufig beschäftigte.

Es scheint nicht überflüssig, zu bemerken, daß die junge Dame die Tochter des Herrn Polizeirates war, wodurch jedermann in die vorteilhafte Lage kommt, den Gegenstand der angebeulerten Entladung zu erraten: Fräulein Ligi war verliebt.

Der Polizeirat Seidl wäre nicht jener ausgezeichnete Beamte gewesen, als den seine Zeitgenossen schätzten, würde er nicht mehr als die ewige Aufgabe gewußt haben. Er war einfach über alle Details so eingehend informiert, daß er sich ganz ruhig niederlegen und ein Protokoll über den Fall „Kifling“ hieft ablassen können. Kifling hieß nämlich der junge Mann, der mit seinen Liebes-lümpchen die polizeirätliche Tochter besaß.

Als der Polizeirat an diesem Nachmittage nach Hause kam, wachte er zunächst seine Gattin in den „Fall Kifling“ ein. Er behielt diese Bezeichnung bei, da im Laufe der Jahre sein Privatleben so sehr mit seiner Berufstätigkeit verflochten war, daß sich die Grenzlinie zwischen beiden bis zur Unkenntlichkeit verwischte und sich auch seine Gattin längst an die Hausordnung gewöhnt hatte, die er ins gewöhnliche Leben aus der Atmenosphäre mitgebracht.

Herr und Frau Polizeirat Seidl leiteten nunmehr das „Verfahren“ ein, das mit einer „Eindernahme“ des Fräuleins Ligi seinen Anfang nahm. Ein Geständnis war leicht erlösch. Es stimmte dem Herrn Polizeirat Seidl bedeutend wider. Er gab nun sein Urteil über jenen Herrn Kifling ab, der sich bemühte, sein Schwiegerjohn zu werden, das etwa in dem Gedanken gipfelte, daß es sicher irgendwo in der Welt einen wünschenswerten und vorteilhaftesten Schwiegerjohn geben könne, daß aber bei dem Umstande, als kein anderes männliches Heiratsobjekt bisher am Zator der Begebenheiten erschienen sei und in der ferneren Erwägung, daß Ligi täglich älter werde — der Herr Kifling als Bräutigam immerhin empfohlen werden kann. Das sei seine Meinung und er habe mit seinen Gründen abschließend hinter dem Berge gehalten.

„Nunmehr“, schloß der Polizeirat seine Ausführungen, „nunmehr trete ich in den „Fall“ die zur weiteren Amtshandlung ab!“

Die Frau Rätin nichte zu ihm hin und erwiderte sich bei ihrer Tochter, wie weit der Herr Kifling bereits sei.

„Er war bisher sehr artig, sehr aufmerksam und liebenswürdig.“

„Und hat er nichts Bestimmtes gesagt? Hast du nicht den Eindruck gewonnen, daß er sich erklären wollte?“

„Er ist schrecklich bescheiden“, erwiderte Fräulein Ligi. „Ich glaube fast, daß er schüchtern ist.“

„Das sind gute Eigenschaften“, urteilte die Frau Rätin. „Schön, schön, junge Männer kann man leicht und unschwierig beeinflussen. Sie geben treffliche Schenker. Vorläufig muß du aber danach trachten, daß er wenigstens einmal mutig ist. Er muß die Ladstube anziehen, den Zylinder nehmen und sich in den Frack werfen, im Bureau Papas erscheinen, um ihn um deine Hand zu bitten.“

„Den Frack und die Ladstube“, bemerkte der Herr Polizeirat, „sente ich ihm, wenn er nur überhaupt kommt.“

„Nein, das gehört sich. Wo hast du verstanden, Ligi?“

Ligi erklärte sich alle Mühe geben zu wollen, um Herrn Kifling zu jenem Gange zu veranlassen. Aber

ihre Anstrengungen schienen in dieser Richtung nicht den gewünschten Erfolg zu haben. Vergeblich wartete der Polizeirat Seidl, daß ihm sein Diener eines Tages einen Herrn Kifling anmelde.

Zwei Wochen verstrichen in diesem bangen Gefühl der Unbestimmtheit. Fräulein Ligi brachte die wenig erfreuliche Nachricht, daß sich Herr Kifling immer auf den „geeigneten“ Moment berief, der schon einmal kommen werde und wo sich dann alles von selbst machen werde.

Als Herr und Frau Polizeirat Seidl diese Kunde vernahmen, beschloffen sie, doch in diesem schwierigen Falle ein höheres Eingreifen des Schicksals veranlaßt werden müsse. Der „geeignete“ Moment wird eben künstlich herbeigeführt werden müssen. Auf den Zufall ist in diesen Dingen kein rechter Verlaß.

Nach einigen Tagen hatte der Polizeirat auch eine Methode gefunden, von der er sich einen bedeutenden Erfolg versprach. Im vorhin hatte er die üblichen Wege einer Einladung, einer Zusage und wie die sonstigen Gelegenheiten zu Geständnissen lauten, zurückgewiesen. Wozu wäre er auch ein so hervorragender Kriminalist gewesen.

„Der Fall Kifling“, erklärte er außerdem melancholisch, „wird aber mein letzter „Fall“ sein.“

„Wenn wir dich verheiratet haben“, ergänzte Mama, „geht nämlich Papa in Pension.“

Herr Kifling holte heute Fräulein Ligi wie gewöhnlich aus der Wohnung ab. Wäre er nicht ein sehr abnungstoser junger Mann gewesen, so würde ihm der Umstand aufgefallen sein, daß die junge Dame heute aus einer ganz anderen Richtung kam.

„Ich habe eine Beforgung gemacht“, sagte sie zu Kifling und wies auf das sehr umfangreiche Paket. Dieser erbot sich natürlich sofort, den Gegenstand in seine Obhut zu nehmen, was sich für einen galanten Mann nur gegiemt.

„Aber seien Sie recht vorsichtig“, mahnte Fräulein Ligi. „Es ist etwas sehr Zerbrechliches darin.“

Herr Kifling riet auf verschiedene zerbrechliche Dinge, ohne das Wichtigste treffen zu können, weshalb Fräulein Ligi erklärte, ihm das Geheimnis sagen zu wollen: „Es ist ein Suppentopf, wissen Sie, so ein großer Familien-suppentopf.“

Sie machten einige bescheidene Scherze über diesen seltsamen Gegenstand und gerieten in eine angenehme Unterhaltung, die aber plötzlich durch den Ausbruch Ligis gestört wurde: „Papa kommt... Er darf mich nicht sehen...“

So heftig erschrocken Kifling über diese Mitteilung, daß ihm bald der Familien-suppentopf aus den Händen gegliedert wäre, doch gelang es ihm noch im letzten Augenblick das Gleichgewicht herzustellen und den Topf vor dem Untergange zu retten. Aber wo war nun Fräulein Ligi hingekommen? Er hatte ihr ja noch gar nicht das Paket mit dem Topfe zurückgegeben. Sie kann unmöglich so nach Hause kommen. Sie wird Verdruß haben. Er muß sie den Suppentopf geben. Aber Fräulein Ligi blieb verschwiegen. Sie hatte sich unter die Passanten gemengt und war weg. Gemüht hatte auch sie im Augenblick des Schreckens nicht an den Topf gedacht. Er spähte nach allen Richtungen — keine Ligi, so weit das Auge reicht.

So stand er betäubt und unentschlossen mit dem Suppentopf unter dem Arm in einer belebten Straße und prüfte seine Situation, die ihm überaus schwierig schien. Was macht aber auch ein junger Mann mit einem Suppentopf zu abendlicher Stunde auf der Straße? Da er keine passende Lösung dieses Problems fand, entschloß er sich, nach Hause zu gehen. Unterwegs fiel ihm ein, daß er den Suppentopf in die Wohnung des Polizeirates tragen könnte, aber er wies diesen Gedanken sofort als allzu kühn von sich. Zu Hause etablierte er den Suppentopf auf den Tisch, legte sich dann auf den Divan, um über den richtigen Weg nachzudenken, der ihn aus dieser Situation befreien könnte.

Der Abend rückte vor. Da wurde geklingelt.

Die Wirtin des Herrn Kifling war eine ältere Matrone, die sehr unzufrieden gewesen sein würde, wenn sie nicht eine leichte Störung des Gehörs zu allerhand Fehlgreifen und Unachtsamkeiten verleitet hätte. Kifling mußte sie aufmerksam machen, daß es laute.

Draußen stand ein Herr, aus dessen Worten sie nicht recht klug wurde. Sie verstand nur etwas „von der Polizei“ und eilte deshalb rasch nach dem Zimmer ihres Meisters, um ihn herbeizuholen.

„Wohnt bei Ihnen ein junger Mann, der heute mit einem Paket nach Hause kam?“

Die Matrone hatte diese sehr laut gesprochene Frage, die selbst Kifling hörte, verstanden und nicht bejahend.

„Dann führen Sie mich gefälligst zu ihm.“

Die alte Dame tat dies

„Also hier wohnt der Herr mit dem geheimnisvollen Paket...“ sagte der Fremde, in das Zimmer tretend, während sich Kifling ätzend und erbleichend vom Divan erhob.

„Ach — das ist er ja... Na — mir scheint, ich habe meine Sache gut gemacht — ich habe den Vogel im Netz erwischt. Sagen Sie mal, wie kommen Sie zu diesem Paket, junger Freund?“

„Da... das ist mein Paket...“ stammelte Herr Kifling, allen Mut verliert.

„Sie sprechen die Unwahrheit“, sagte der Fremde wahren Tones. „Dieses Paket gehört nicht Ihnen.“

„A... allerdings eigentlich nicht... man hat es mit anvertraut...“

„Ehen Sie, jetzt kommen wir der Sache schon näher...“ bemerkte der Fremde in jenem unaufrichtigen Herzschmerz, der den Polizeisten charakterisiert und der alle Begebenheiten in Fragen auflöst. „Man hat Ihnen das Paket anvertraut und Sie haben davon nicht den besten Gebrauch gemacht. Sie sind verschwunden...“

„Hui — was waren Sie... Wissen Sie, wie man das nennt? Eine Veruntreuung... Nach Poragroph...“

„D — es war ja nicht so gemeint... Es war alles nur ein Zufall...“

„Dann haben wir es wahrscheinlich mit einer Vorpiegelung falscher Tatsachen zu tun. Sie haben das Paket herausgelockt...“

„Gang im Gegenteil — die junge Dame hat es mir selbst anvertraut.“

„So... Warum haben Sie es denn nicht der Dame zurückgegeben?“

„Ich konnte nicht — der Papa...“

„Sie fürchteten sich vor dem Papa?“

„Eigentlich nicht... Aber ich hatte Angst, das man mich referieren werde...“

„Ja... ich fange an, zu verstehen... Sie hatten mit der Dame hinter dem Rücken der Eltern jatte Beziehungen...“

„So ist es...“

„Und da wischen Sie begreiflicherweise dem Papa aus?“

„Gang richtig.“

„Aber das hat Ihnen nichts genützt...“

„Wie... Wie meinen Sie das?“ stammelte Herr Kifling.

„Der Papa steht nämlich vor Ihnen... Ich bin der Polizeirat Seidl...“

Kifling kniete zusammen. Jetzt ging die Sache sehr schief. Er sah alles verloren, da raffte er sich zu seiner Tot auf:

„Nachdem — Sie — durch die — diesen Zufall... in die Kenntnis von Begebenheiten gesetzt wurden, die ich Ihnen bisher verschwiegen habe, scheint es mir sehr vorteilhaft, diese Situation, die Sie mit Unrecht so streng beurteilen, dadurch aus der Welt zu schaffen, daß Sie mir erlauben, diesen Suppentopf als Ihr künftiger Schwiegerjohn in meinem Besitz zu halten...“

Der Herr Polizeirat erwiderte in einem ähnlichen Satze von ebensolcher Klarheit, der auf die Einladung hin-auslief, ihm nach Hause zu folgen, da er diese Angelegenheit nur im Mitwissen mit seiner Gattin austragen wolle, wozu jedoch die Aus-tattung des äußeren Menschen mit Zy-linder, Lackschuhen und einem Frack-anzug mit Rücksicht auf die Damen geboten erscheint.

Herr Kifling verstand. Er drückte dem Polizeirat die Hand und begann sofort in seinem Kleiderkasten und Wäschekasten eine fürchterliche Unordnung anzurichten, aus der er schließlich angezogen hervorog, um in Gesellschaft seines künftigen Schwieger-vaters den Suppentopf nach Hause zu bringen. Um unliebsames Aufsehen zu vermeiden, wurde der Transport in einer Droschke vollzogen...
So endete der letzte „Fall“ des Herrn Polizeirates Seidl. —

„Vandenmüler in Kriegzeiten.“

Es gab ihrer viele auch früher zu Schaden gekommen.

So besagten es auch sein würde, wenn bei der Beschäftigung von Meims die allberühmte Kathedrale der Stadt Sacken Schaden erleiden würde, so abgeschmackt und heuchlerisch ist es doch, wenn Präsident Boisars darüber eine „Beschwerde“ an die Adresse der neutralen Mächte richtet. Wenn sich ein Herr in einer besetzten Stadt, wie es Meims ist, verteidigt, so liegt es eben in der Natur des Krieges, daß bei aller Anfechtung und Schonung bei der Beschäftigung des Platzes auch hervor-ragende Vandenmüler zu Schaden kommen können. Das ist immer so gewesen und ein einschichtig italienischer Verfasser, der jüngst im „Mars-jocco“ über das Schicksal von Kunst-werten im Kriege einen Aufsatz veröffentlicht hat, sagt ganz verständlich: „Ich finde das äußerst natürlich und richtig.“ Die Truppen Ludwigs des Vierzehnten haben nicht den geringsten Anstand genommen, bei der Belagerung von Brüssel im Jahre 1695 die schönsten alten Baumwerte an der Grande Place unter ihre Feuer zu nehmen. Ebensovornig konnten die Engländer an die Schonung der kostbaren Vandenmüler von Delhi denken, als sie nach heftigem Bombardement am 14. September 1857 zum Sturm auf die Stadt schritten. Bei der Belagerung von Rom durch die Garibaldianer scheute Nino Vigio nicht vor dem Plane zurück, den ganzen Vatikan unter Geschützfeuer zu nehmen.

Hervorragenden Vandenmütern gebührt nach moderner Anschauung die größtmögliche Schonung bei allen kriegerischen Operationen, aber das letzte Wort sprechen im Kriege eben immer doch die Bedürfnisse des Krieges. Auch die Menschen der Renaissance, die so groß in der Schaffung geistiger Bauwerke waren, haben nie anders gedacht und gehandelt. Bei dem Sacco di Roma im Jahre 1527 wurde die Engelsburg bekanntlich als Festung benutzt und Benvenuto Cellini leitete von ihrem Dache aus das Bombardement, das schließlich die Feinde nach Kräften erwiderten. Bei der Belagerung von Florenz durch die Kaiserlichen bildete der erst halbvollendete Glockenturm der kaiserlichen Kirche von San Miniato ein bevorzugtes Ziel der Artillerie der Belagerer, und es war kein Geringerer als Michel-angelo, den sein erfindungsreiches Genie in den Dienst der Aufgabe stellte, die Plattform des Turmes zu einer Position für die Artillerie der Floren-tiner auszubauen. In der Umge-bung der Stadt haben damals die Florentiner rücksichtslos alle Bau-werke niedergehauen, die dem Feinde bei seinen Operationen ein so starkes Stützpunkten bieten konnten. Praktische damals zum Opfer; darunter auch das schöne Kloster vor dem Tore San Gallo, das Lorenzo der Prachtige von Guisano da San Gallo dort hatte erbauen lassen, — es ist damals spurlos zugrunde ge-gangen. Und wenn die Meldung richtig ist, daß die Belgier auf dem Turme der Liebfrauenkirche zu Antwerpen eine Maschinen-geschützstellung untergebracht haben, wer könnte ihnen das verdenken, nur sollen sie dann keine bewunderlichen Klage-lieder ansprechen, wenn auch die Deutschen ihre Maßregeln danach einrichten.

— Es wurde unlängst mitgeteilt, daß der älteste Leutnant des deutschen Heeres Herr Ludwig Stern aus Aachen sei, der 63 Jahre zähle. Wie man nun berichtet, wird dieser Alterretord in Wahrheit von dem 64-jährigen Emanuel Goldschmidt aus Würzburg gehalten, der den Krieg von 1870 mitgemacht, das Eisene Kreuz erworben hat und nun bei Ausbruch des Krieges aus seinem ausländischen Wohnort heimgekehrt ist und sich freiwillig zum Dienst gemeldet hat. Er steht zur Zeit bei einem bayrischen Landsturmabteilung in Saargemünd im Felde.

— Eine Detonations-torte in Schwabmünchen, Elisabeth Wegger, ist durch den Krieg in ganz besonderem Schwere Leid gebracht worden. Sie hat drei Söhne ins Feld geschickt. Der erste ist bereits am 21. August gefallen, der zweite ist jetzt an einer Verwundung gestorben und der dritte liegt krank im Lazarett.

— Gutes Zeichen. Gerhändler: „Ist denn Ihre Firma auch reell?“

Reisender: „Das will ich meinen! Wir haben sogar seltener Kolumbus das berühmte U geliefert.“

— Zweideutigkeit. „Offen ab-gelassen, Herr Oberförster, ich hätte die meisten Ihrer Erzählungen für erlogen.“

Förster (wütend): „Sie, wenn Sie das noch einmal sagen, dann werde ich Ihnen mal die Wahrheit sagen!“

— Umgefaltet. Der Chemiker Flotto ist also jetzt Heiratsvermittler?

Ja; von den Chemikern ist er in den Chemikalien übergegangen.